Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 17 (1960)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Michel Lejeune: **Mémoires de Philologie Mycénienne,** première série (1955–1957). Paris 1958. 402 S.

Die Zahl der Arbeiten über das Mykenische ist innerhalb weniger Jahre seit der Entzifferung schon in die Hunderte gestiegen, und zu den gewichtigsten dieser Beiträge gehören diejenigen der Pariser Sprachwissenschafter. Im vorliegenden Band vereinigt Lejeune seine vierzehn ersten mykenologischen Untersuchungen in der chronologischen Folge ihrer Entstehung. Acht davon waren in verschiedenen Zeitschriften und in den Etudes Mycéniennes schon erschienen, die sechs letzten sind neu. Die Themen sind sehr mannigfaltig: Fünf Aufsätze betreffen die Zeichen und das Schriftsystem, vier andere behandeln geschlossene Gruppen zusammengehöriger Täfelchen (Räderinventare, Lieferungen und Rationen), zwei Studien gelten einzelnen Wörtern, in dreien endlich sind einzelne Kapitel der Formenlehre und der Lautlehre dargestellt: die Endung *-φι*, die Reduplikation, die Labiovelare. Eine knappe Einleitung orientiert über die Textfunde, die Entzifferung der Schrift und die Anfänge der neuen griechischen Disziplin. Elf Seiten Addenda berücksichtigen, was die allerletzten Täfelchenfunde an neuem Material zu den behandelten Themen enthalten. Drei Appendices: I bietet eine Konkordanz der Knossostäfelchen, II enthält Korrekturen und Ergänzungen zum Index von Bennetts «Pylos Tablets II», III ist eine Liste der Arbeiten Lejeunes über das Altgriechische. Vorzügliche Register erleichtern das Nachschlagen. Ein Literaturverzeichnis ist dem Buch nicht beigegeben.

Lejeunes ganze Meisterschaft, besonders seine erschöpfende Behandlung jedes geschlossenen Gegenstands und seine nüchterne Klarheit, ist von höchstem Wert gerade im Dienst der Mykenologie, wo die Scheidung des Sicheren vom Möglichen, des Wahrscheinlichen vom Unwahrscheinlichen oft so schwierig ist. Der Verfasser bekennt denn auch, daß es für eine systematische Darstellung der mykenischen Grammatik noch zu früh ist, und sieht in den bisherigen Beiträgen Vorarbeiten dazu. Aber gerade in seinen Mémoires ist schon vieles von bleibender Gültigkeit.

Hugo Mühlestein

John Chadwick: **The Decipherment of Linear B.** Cambridge University Press 1958. X+147 S.

Dieses Buch ist so geschrieben, daß es sowohl ein ferner stehendes, sogar der griechischen Sprache unkundiges Publikum als auch und ganz besonders die Fachleute zu fesseln vermag. Denn hier wird erstmals das geboten, was für die Beurteilung des Problems von größter Wichtigkeit ist, nämlich die Geschichte der Entzifferung durch Michael Ventris. So erfahren wir denn von den einzelnen in den sogenannten Work Notes festgehaltenen Schritten, sehen, wie allmählich das «grid» entstand und wie Ventris in der 20. Work Note vom 1. Juni 1952 wider Willen, aber folgerichtig zur Erkenntnis gelangte, daß die Sprache der Linearschrift B griechisch ist. Ebenso erleben wir, wie in den folgenden Monaten Ventris zusammen mit Chadwick die Resultate gewann, die sie im November 1952 in der berühmten «Evidence for Greek Dialect in the Mycenaean Archives» niederlegten, und wie diese noch vor dem Erscheinen des Aufsatzes im Journal of Hellenic Studies 73, 84–103 (Herbst 1953) die unerwartete Bestätigung durch Blegens Fund der Dreifußtafel (Ta 641) fanden. Es folgt eine Darstellung der Reaktion auf diese aufsehenerregende Leistung, und zwar sowohl im zustimmenden als auch im ablehnenden Sinne. Letztere war übrigens – wenigstens zum Teil – dadurch bedingt, daß die Methode und die Geschichte der eigentlichen Entzifferung bisher nur ungenügend bekannt war, und es dürfte ihr jetzt, da die entscheidenden Schritte auch im Datum genau festgehalten sind, die Grundlage endgültig entzogen sein. – Außerdem bietet aber das Buch noch eine durch zahlreiche Abbildungen veranschaulichte sympathische und besonnene Zusammenfassung der Ergebnisse und Probleme der mykenischen Philologie. Daß dabei auch der Mensch Michael Ventris durch die Hand seines Mitarbeiters und Freundes die verdiente Würdigung erfährt, ergibt sich mit Selbstverständlichkeit.

Ernst Risch

Emmett L. Bennett jr.: **The Olive Oil Tablets of Pylos.** Texts of inscriptions found 1955. Suplementos a «Minos» núm. 2, Salamanca 1958. 75 S.

In vorbildlicher Weise veröffentlicht hier Bennett, der beste Kenner mykenischer Paläographie, die rund 50 im Sommer 1955 in Pylos gefundenen Tafeln zusammen mit einigen

dazugehörigen, die schon bekannt waren. Die Fundstellen sind auf dem Lageplan genau festgehalten und die Fundumstände vermerkt; die Texte selbst werden nicht nur in Photographie und Nachzeichnung abgebildet, sondern auch in Transkription mit ausführlichem Kommentar wiedergegeben. Charakteristisch für Bennetts scharfe Beobachtung ist, daß er bei diesen Tafeln mindestens sechs verschiedene «Hände» unterscheiden kann. In weitaus den meisten dieser Texte werden Ölspenden registriert. Das Wort «Öl» ist mehrmals *e-raʒ-wo* (*raʒ* = *rai*, *lai*), einmal *e-ra-wo* ausgeschrieben. Unter den beigefügten Adjektiven fällt *wo-do-we ϝορδόϝεν*,, d. h. *ϝοδόεν* auf. Als Empfänger werden (im Dat.) Götter genannt. Neben den bereits bekannten *Πότνια, Ποσειδάων, Τρισήρως* und *θεοί* ist neu *Μάτηρ θεῖα* d. h. *Μήτηρ θεῶν*. Bemerkenswert ist, daß *ϝάναξ* hier nicht den menschlichen König, sondern einen Gott bezeichnet. Dagegen läßt sich die früh geäußerte Vermutung, daß *wa-na-so-i* als Dat.Dual «den beiden Herrinnen» (etwa Demeter und Kore) zu verstehen sei, kaum halten. Nach dem Zusammenhang zu schließen, dürfte hier meines Erachtens am ehesten die Angabe eines Festes oder etwas Ähnliches vorliegen. Jedenfalls aber bieten diese Texte eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der Gottheiten und des Kalenders von Pylos.

Ernst Risch

K. Friis Johansen: **Exochi, ein frührhodisches Gräberfeld.** Kopenhagen 1958 (Acta Archaeologica 28). 195 S. 233 Abb.

In bewundernswerter und vorbildlicher Weise veröffentlicht hier einer der Meister unseres Faches eine Ausgrabung Kinchs von 1905, obwohl die Unterlagen, Kinchs Notizen und Zeichnungen unvollständig und die Funde zum Teil verschollen sind. Es handelt sich um Gräber der Zeit von etwa 750–675 v. Chr., die vor allem rhodische Keramik, aber auch Goldschmuck, Statuetten, Fibeln, Nadeln und andere Metallgegenstände bargen. Nach der Beschreibung der Funde wird jeder in umsichtigster Weise in seinen geschichtlichen Zusammenhang gestellt, was Gelegenheit zu hochinteressanten Bemerkungen über die geometrischen Stile Griechenlands und über ihre Chronologie gibt. Besonders wichtig ist der Nachweis des starken attischen Einflusses gegen und um 750, der auch in Kypros und Syrien deutlich ist und dem eine Empfänglichkeit für orientalische Motive in Athen mindestens seit 800 entspricht (Goldreliefs, Elfenbeinstatuetten, Fayencen; Johansen war D. Ohlys wichtiges Buch über Griechische Goldbleche (1953) noch nicht zugänglich). Die Bedeutung Athens für den Orienthandel des 8. Jahrhunderts ist um so bemerkenswerter, als sie bald nachläßt und Athen an den Gründungen von Kolonien seit 750 nicht beteiligt ist. Man würde Johansen mißverstehen, wenn man Athens Orientbeziehungen isolieren würde. Kunze hat in seinen Kretischen Bronzereliefs (1932) am feinsten die griechische Umwandlung des orientalischen Gutes dargestellt; Demargne hat sie in umfassenden Zusammenhang gestellt (La Crète dédalique, 1946). – In der Geste der erhobenen Arme mit flach ausgebreiteten, dem Beschauer zugekehrten Händen hat Kunze (Antike und Abendland 2 [1946] 99f.) bei der Besprechung früher Zeusbilder aus Olympia das machtvolle Erscheinen, die Epiphanie des Gottes erkannt. Johansen sieht richtig, daß diese Deutung auf Vasenbilder nicht gedankenlos übertragen werden darf. Sind die Männer, die mit dieser Gebärde auf Vasen erscheinen, nicht Heroen und die mykenischen weiblichen Statuetten in dieser Haltung Nymphen in dem Sinn, in dem ich diese Bewohner heroischer Gefilde gedeutet habe (Basler Antiken im Bild [1958] 44ff. 21f.)? Die Gebärde bedeutet ein Dämonisches, das von Göttern, Nymphen und Heroen ausgehen kann.

K. Schefold

Angelo Brelich: **Gli eroi Greci, un problema storico-religioso.** Edizioni dell'Ateneo, Roma 1958. 409 S.

Die Frage nach der Herkunft wird in diesem Werk zugunsten einer Morphologie der Heroenvorstellungen zurückgestellt, die ihrerseits eine Abgrenzung zwischen Heroen, Göttern und «mythischen Collectiva», wie Titanen, Giganten, Telchinen usw., ermöglichen soll. Der Verfasser ordnet die Fülle der Erscheinungen nach Bereichen des Heroenglaubens, nach Tod, Kampf, Agonistik, Mantik, Heiltätigkeit, Initiationen, Polis, Geschlecht usw. Was alle einzelnen «Gestalten» trotz ihrer energisch betonten Unaustauschbarkeit zur Einheit verbindet, ist ihre gemeinsame «religiöse Struktur» aus den Elementen des Unheimlich-Übermenschlichen, der Ambivalenz im Wirken usw.

Die beiden Bereiche, in welchen sich der Heroenglaube manifestiert, sind Kult und Mythos. Der Verfasser möchte diese gerne in genaue Korrespondenz bringen, sieht sich daran aber durch die Tatsache gehindert, daß die echte Überlieferung in vielen Fällen durch freie Fabelei überdeckt sei. Damit münden seine Ausführungen allerdings in die noch längst nicht gelöste Aporie, auf welche Weise sich in der griechischen Mythologie Glaube und dichterische Phantasie durchdringen, wie weit der Machtbereich freier Fabelei reicht.

F. Wehrli

Hans Krahe: **Die Sprache der Illyrier.** Erster Teil: Die Quellen. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1955. VIII und 120 S.

Das vorliegende Buch ist als Anfang eines größeren Werkes gedacht, dem im zweiten Teil eine Grammatik und endlich im dritten Teil die Auswertung des sprachlichen Stoffes für die Fragen der Vorgeschichte folgen sollen. Die Bezeichnung des ersten Teiles als « Quellen» ist freilich insofern vielleicht mißverständlich, als er nur eine kommentierende Besprechung der wichtigeren bekannten Quellen gibt; gerade deshalb eignet er sich anderseits vortrefflich für eine Einführung in die Probleme der illyrischen Sprachwissenschaft. Ohne ein Register ist er aber zum Nachschlagen weit weniger geeignet.

Wie recht und billig werden zunächst die illyrischen Texte, d. h. Inschriften besprochen. Seitdem das Venetische – sicher zu Recht – als selbständiger Sprachzweig vom Illyrischen abgelöst worden ist, bleiben hier praktisch nur noch die sogenannten messapischen Inschriften, die rund 200 an Zahl in Apulien und dem (antiken) Kalabrien bekannt geworden sind. Sie sind leider meistens sehr kurz und enthalten fast nur Eigennamen. Bedauerlich ist, daß die vier größeren, allerdings nur schlecht überlieferten Inschriften in dieser Darstellung nur teilweise wiedergegeben werden. Alsdann werden die bei antiken Autoren bezeugten Glossen behandelt, und zwar nicht nur die ausdrücklich als illyrisch bezeichneten, sondern auch solche, welche man in neuerer Zeit mit mehr oder weniger zwingenden Gründen fürs Illyrische in Anspruch genommen hat. Das dritte und weitaus umfangreichste Kapitel handelt von Eigennamen (Personennamen, inkl. Götternamen, und geographischen Namen), die dem Verfasser besonders am Herzen liegen. Den Schluß bildet eine kurze Übersicht über die illyrischen Wörter in andern Sprachen. Vor allem beim Kapitel über die Eigennamen nehmen etymologische Überlegungen einen verhältnismäßig großen Raum ein. Darüber, wie weit man hier gehen darf, läßt sich in guten Treuen streiten. Erfreulich ist aber, daß der Verfasser im allgemeinen eine eher vorsichtige Haltung einnimmt. Ernst Risch

Institut Français d'Archéologie d'Istanbul, **Fouilles de Xanthos.** I: *Les piliers funeraires,* par *Pierre Demargne.* Dessins et relevés de *Pierre Coupel* et *Pierre Prunet.* Librairie C. Klincksieck, Paris 1958. 132 S. 31 Textabb. 59 Taf.

Der verheißungsvolle erste Band einer auf mindestens 8 Bände berechneten Publikation ist dem Andenken von Fellows und Benndorf gewidmet, den bedeutendsten Erforschern von Xanthos (1838 und 1881) vor 1950, dem Beginn der von Demargne geleiteten systematischen Ausgrabung. Auch diesmal mußte man sich in dem immensen, besonders römisch-byzantinischen Ruinenfeld beschränken auf die lykische Akropolis, die Gegend des Nereidenmonuments, die Nordostnekropole. Für den griechischen Einfluß ist bezeichnend, daß schon der älteste Fund, die Anlage der Akropolis um 600 ionischem Vorbild folgt. Die Siedlungen der berühmten älteren Lykier sind noch zu suchen, sie hatten gewiß einen ganz anderen, bronzezeitlichen Charakter.

Die Mühe, den ursprünglichen Zusammenhang der altbekannten Funde aus Xanthos (Löwen-Harpyiengrab usw.) wiederzugewinnen, wurde belohnt durch den Fund kostbarer archaischer Friese und durch die Möglichkeit, den Inschriftpfeiler mit seinen großartigen Reliefs von ca. 420 v. Chr. wiederherzustellen. Von den geschlossenen Grabfunden nennen wir die mit einer Ptolemäerkanne (Berenike 243–221, Taf. 14–16) und mit einer frühestens 200 v. Chr. datierten Glasschale (69, Taf. 20). Noch wichtiger ist, was sich aus den Inschriften und typologischen Vergleichen für die Deutung der Grabpfeiler ergibt, die so stark auf die spätere Grabarchitektur gewirkt haben. Die Verbindung der Totenkammer im Pfeiler mit den Reliefs kann nur heißen, daß der Heros in der Unsterblichkeit seiner Taten lebt. Die Kleinheit der Grabtüren erklärt sich meines Erachtens nicht daraus, daß das wahre Grab unterirdisch gewesen sei (Tritsch), sondern aus dem verbreiteten Glauben, daß der Tote in sein Grab gebannt werden muß. In dieser Richtung dürfte auch die Erklärung der Pfeilerform zu suchen sein. Rodenwaldts glänzende Analyse der griechischen und orientalischen Elemente (SB Berlin 1933, 1031ff.) wird bestätigt; die Ionier waren seit alters in solchen Synthesen geübt (Gnomon 1944, 68f.). – Die Sorgfalt des Bandes und die Hingabe an die Sache verdienen höchsten Dank. K. Schefold

Christiane Dunant und *Jean Pouilloux:* **Recherches sur l'histoire et les cultes de Thasos II.** De 196 av. J.-C. jusqu'à la fin de l'Antiquité. Ecole Française d'Athènes, Etudes Thasiennes **V**, Paris 1958. 367 S. 56 Taf. 4°.

Der Band ist in engster und ausgezeichneter Zusammenarbeit der Schweizer Epigraphikerin Chr. D. und des Franzosen J. P. von der Faculté des Lettres der Universität Lyon entstanden. Er soll an Hand einer sorgfältigen Bearbeitung der Inschriften, deren Zahl sich durch

die französischen Ausgrabungen der letzten Jahre stark vermehrt hat, mehr Licht bringen in die bisher nur wenig deutliche Geschichte der Insel seit dem ersten Eingreifen der Römer 196 v. Chr. So lückenhaft die Geschichte im einzelnen auch bleiben mag, vor allem was die Beziehungen zur Reichshauptstadt anbelangt, es läßt sich doch ablesen, daß die römischen Jahrhunderte eine Epoche großer Blüte bedeuteten, bedingt durch den Reichtum der Insel und ihre vorteilhafte Lage als Umschlagplatz auf den großen Handelswegen vom vorderen Orient und Kleinasien nach dem Balkan. Unter den zuerst behandelten öffentlichen Inschriften ragt trotz großer Lücken ein Senatus Consultum des Sulla hervor und in Verbindung damit ein Brief des damaligen Proconsuls von Makedonien, Dolabella. Beide Inschriften regeln die internationale Lage von Thasos im Sinne einer besonderen Bevorzugung der Insel, die im mithridatischen Krieg auf Seiten der Römer verblieben war. Leider gibt es keine gleich aufschlußreichen Inschriften über die Situation nach Actium, nachdem die Insel sich Brutus und Cassius hatte ergeben müssen. Jedenfalls aber wurde der Kaiserkult eifrig gepflegt, und Thasos spielte in der Kaiserzeit wieder seine bedeutende Rolle auf dem Handelsweg des Getreides zwischen Thrakien und den Mittelmeerländern. – Für Innenpolitik und soziale Struktur liefern die umfangreichen Magistratenlisten, die Bau-, Ehren- und Grabinschriften reiches Material. Die Romanisierung scheint nur oberflächlich gewesen zu sein, die Insel blieb ihren griechischen Institutionen und Kulten durch ein Jahrtausend treu, wobei jedoch der Einfluß des benachbarten Thrakien ihrer Kultur eine besondere Note verleiht. Bedeutsam ist die Errichtung eines monumentalen Ehrenbogens für Caracalla und von monumentalen Statuen für Kaiser des späten 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr., von denen Skulptur- und Inschriftreste aufgefunden wurden, Zeugen der guten Beziehungen der Insel zur Zentralgewalt und des Reichtums ihrer Bewohner noch in der Spätzeit.

Ines Jucker

Ernst Meyer: **Neue Peloponnesische Wanderungen.** Dissertationes Bernenses I 8. A. Francke, Bern 1957. 88 S. 93 Abb. 6 Pläne.

Nachdem der Verfasser im Jahre 1937 vor allem die antike Topographie Arkadiens und Achaias erforscht hatte (Peloponnesische Wanderungen, 1939), galt auf den Reisen von 1954 und 1955 sein Hauptinteresse der Landschaft Triphylien. Unter sorgfältiger Ausnützung der antiken Nachrichten, der Geländeformation und etwa vorhandener baulicher Überreste kann heute die Lage von Epitalion, Hypana, Phrixa, Samikon, Skillus und Typeneai sicher lokalisiert werden (S. 66); von Typeneai, südlich dem heutigen Dorf Platiana auf einem schmalen Kamm des Lapithosgebirges gelegen, ersteht ein besonders anschauliches Bild. Daß sich nicht nur zur antiken, sondern auch zur mittelalterlichen Topographie Triphyliens interessante Beiträge finden, ebenso Nachträge zu Achaia (Kallistai und Bura), sei wenigstens noch angemerkt.

G. A. Keller

Günther Jachmann: **Der homerische Schiffskatalog und die Ilias.** Westdeutscher Verlag, Köln und Opladen 1958. 342 S.

Im Anschluß an Th. W. Allen hat V. Burr im Beiheft 49 der Klio (1944) das Verzeichnis der griechischen Schiffskontingente im *B* der Ilias als Bearbeitung einer bis in mykenische Zeit zurückreichenden Liste erklärt und dafür bei manchen Gelehrten Glauben gefunden. Diese These zu widerlegen ist das Ziel Jachmanns; es wird mit großem Aufwand an Scharfsinn und Gelehrsamkeit sowie in einer sonst nicht mehr üblichen Schärfe des polemischen Tones verfolgt. Daß wir es mit einem nachträglich in die Ilias eingefügten Stück spätepischer Katalogdichtung zu tun haben, legt Jachmann für den Rezensenten überzeugend dar. Den Ortsnamen spätmykenischen Ursprungs, welche für die Ilias bedeutungslos sind, stellt er evidente Beispiele für die Benützung unserer beiden Epen sowie der sogenannten kyklischen Dichtung gegenüber, und überdies legt er lexikographische sowie allgemein stilistische Argumente für späte Entstehung vor.

Jachmanns Buch steht im Dienste seiner allgemeinen Auseinandersetzung mit der unitarischen Homererklärung, da die lockere Einfügung des Schiffskatalogs in das Gefüge der Ilias für ihn symptomatische Bedeutung hat. Er rechnet denselben allerdings nicht zu ursprünglich selbständigen Einzelliedern wie «Hektors Abschied» (Ilias VI) oder die Bittgesandtschaft (Ilias IX), denen er in der Festschrift für J. Kroll 1949 eine Studie gewidmet hat; denn der Schiffskatalog ist für ihn immerhin schon im Hinblick auf das abgerundete Epos konzipiert. Der Gedanke einer ursprünglichen Beziehung zu den Kyprien oder einer Frühform derselben, den die thematische Beziehung zu diesem Epos nahe legen könnte, wird überraschenderweise nicht erörtert.

F. Wehrli

Otto Lendle: **Die «Pandorasage» bei Hesiod.** Textkritische und motivgeschichtliche Untersuchungen. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg 1957. 140 S.

Der Verfasser geht aus von der heiklen Frage nach der Abhängigkeit im epischen Erbe; dabei unterscheidet er mit aller wünschenswerten Sorgfalt *echte* Abhängigkeit, d. h. bewußte Nachahmung einer bestimmten Formulierung, von bloßer Ähnlichkeit, wo Motive oder formelhafte Wendungen gleichsam als Werkstücke Allgemeingut geworden sind und als solches verarbeitet werden. Durch diese Unterscheidung ergeben sich für Lendle zwanglos Kriterien, die bei der Frage nach der Priorität einer bestimmten, wiederholt auftretenden Versstelle angewendet werden können. Ist auch der Verfasser der Gefahr nicht völlig entgangen, eine vorläufige Arbeitshypothese später als bewiesene Arbeitsvoraussetzung zu verwenden, so kann doch seine mythologische Forschungsweise nicht genug gerühmt werden, wie er beispielsweise die Gestalten von Peitho und den Horen aus den einschlägigen Stellen scharf umrissen erstehen läßt.

Wie fruchtbar die von Lendle verwendete Technik zu werden vermag, zeigt sich am besten an der Untersuchung der Pandoragestalt selbst, auch wenn hier Einzelheiten der Diskussion offen bleiben mögen. Die Beiziehung der Vasenmalerei erlaubt manche neue Schau: Pandora wäre danach nichts anderes als das Urweib überhaupt, das vorerst namenlos auftrat und erst durch die Vermischung mit der Vorstellung von der Allmutter Erde (Pandora = die Allschenkerin) zu ihrem Namen gekommen wäre. Das erklärt auch aufs natürlichste die häufige Darstellung Pandoras in der Anodos: einem Geschehen, das zu einer chthonischen Gottheit entschieden besser paßt als zu dem künstlichen Weib! Auch im Alten Testament zeigt sich ja dieses Bedürfnis, den vorerst rein als *Typen* auftretenden Gestalten des Mythos einen Namen zu verleihen (vgl. die Namen der Ureltern!).

Bei diesem Hinweis auf das Alte Testament ergibt sich gleich noch als wichtiges Nebenergebnis die Tatsache, daß die Schaffung des Weibes als Strafe kaum einer echt mythologischen Allgemeinvorstellung entspricht; überall sonst stoßen wir auf ein Urpaar – was ja auch natürlicher ist. Die Erfindung der Pandora-Idee wäre also echt hesiodisches Eigentum, vielleicht auf persönliche bittere Erfahrung zurückzuführen. Ebenso läßt sich ohne wissenschaftliche Zwängerei vermuten, daß auch Epimetheus seine Existenz dem hesiodischen Bedürfnis nach differenzierender Charakteristik verdankt. Diese Gestalt fällt tatsächlich durch eine gewisse papierene Dürre aus dem Rahmen der lebenstrotzenden Erfindungen echt mythologischen Vorstellungsvermögens.

Dem Verfasser ist es, abgesehen von vielen schönen Einzelergebnissen, gelungen, den Fortschritt von der Theogonie zu den Erga herauszustellen: Fortschritt von der Abstraktion zu allgemein menschlichen Fragen. Wir treffen Hesiod im geistigen Koordinatensystem an der Stelle, wo sich die Linien von Mythos und Logos überschneiden: ein Grund mehr, sich an Hand dieser gescheiten Untersuchung erneut in das Werk dieses eigenwilligen Dichters zu vertiefen.

Inez Wiesinger-Maggi

Folco Martinazzoli: **Sapphica et Vergiliana.** Su alcuni temi letterari della tradizione poetica classica. Biblioteca di letterature classiche, vol. 4. Bari, Adriatica Editrice, 1958. 169 p.

Ce nouveau livre du savant italien, à qui l'on doit déjà plusieurs travaux de valeur, s'inscrit dans la ligne des recherches récentes, consacrées à l'imitation en tant que principe de création littéraire et artistique. La première partie (Introduzione, p. 7 ss.), placée sous l'égide d'Horace, *Art poét.*, 128 ss., montre comment les Anciens, loin de sacrifier à un idéal tout moderne de l'originalité, ont trouvé leur voie dans une imitation qui se veut émulation et conduit par ce détour à une originalité issue, non point de la nouveauté des thèmes, mais de leur perpétuel renouvellement. L'auteur insiste avec raison sur l'intérêt que présenterait l'élaboration d'un vaste répertoire de *τόποι*, permettant de préciser l'apport des siècles et de mieux dégager la personnalité des poètes.

Prêchant d'exemple, il étudie tout d'abord la destinée du thème de la nuit prolongée, la *νύκτα διπλασίαν* de Sappho, frg. 197 L.-P. (auquel il rattache le *τί με Πανδιονὶς ... χελιδών* du frg. 135 L.-P.), dont le sens érotique est mis en évidence par les variations ultérieures qu'il a subies, notamment en relation avec la triple nuit de Jupiter et d'Alcmène. Mais c'est dans la troisième partie (p. 83 ss.) que sont mises en œuvre toutes les ressources d'une méthode philologique sans défaillance. A partir du vers 42 du poème de l'*Appendix Vergiliana* intitulé *Lydia*: *Luna, dolore nosti quid sit; miserere dolentis*, M. M. remonte le cours des siècles à la recherche du thème de l'*ὁμοιοπάθεια*, qui nous ouvre à la pitié envers ceux qui ont éprouvé les mêmes souffrances que nous, et le découvre entre autres chez Méléagre, *Anthol. Pal.* 12, 70 *οἶδα παθὼν ἐλεεῖν*, Ps. Théocrite, Asclépiade, Callimaque, Sophocle, Eschyle, et jusque dans l'Odyssée et l'Iliade. Ce même thème est aussi attesté chez Virgile, notamment Enéide 1, 630 *non ignara mali miseris succurrere disco*, vers dans lequel l'em-

ploi du présent *disco* embarrasse les exégètes. En se fondant sur l'usage constant de Virgile, M. M. établit que la négation *non* porte sur l'ensemble de la phrase, d'où le sens: «Je n'ai pas à apprendre à secourir des malheureux, comme qui n'aurait pas l'expérience du malheur.» Cette interprétation, qui fait justice d'un faux problème, se trouve être celle de Servius et de Donat pour qui ce vers ne semble présenter aucune difficulté. Mais, à une ou deux exceptions près (en dernier lieu chez Burmann!), elle avait disparu des éditions de Virgile depuis la Renaissance. Utile sujet de méditation pour nous autres philologues! A. Labhardt

Erich Thummer: **Die Religiosität Pindars.** Commentationes Aenipontanae XIII. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1957. 140 p.

Cette publication reproduit, à quelques détails près, une thèse de doctorat présentée en 1957 à l'Université d'Innsbruck. Dès le temps de ses études, l'auteur s'est intéressé au problème de la pensée religieuse de Pindare, dont il se propose de faire ici la synthèse. Avec beaucoup de bon sens, il se fonde essentiellement sur les odes triomphales, manifestant une méfiance justifiée à l'égard des fragments trop brefs, dont on ignore le contexte; en outre, il insiste justement sur le fait qu'on ne saurait conclure de son étude que le poète fût d'une piété exceptionnelle: seuls ses dons de spéculation théologique sont mis en évidence. Voici l'essentiel des conclusions auxquelles aboutit une recherche très méthodique: l'aristocratie, dont fait partie la famille de Pindare, se sentant menacée, les valeurs et les droits qu'elle a toujours défendus étant contestés, le poète se fait un interprète de la réaction: à l'incertitude de fait, il oppose une certitude idéale. Il relève d'abord l'étroitesse des relations qui unissent le noble à la divinité: ceux qu'il célèbre descendent d'un dieu, ou sont les protégés d'un dieu, ou encore sont semblables à un dieu. Or l'homme proche de la divinité est assuré du bonheur: le malheur présent n'est qu'une étape sur la voie insondable du bonheur (O. II assure le bonheur dans l'au-delà). En outre, le noble est assuré de son bon droit: grâce à son affinité avec le divin, il agit, en effet, conformément à la justice, ce que prouve le succès de ses entreprises. A. Kurz

Georges Méautis: **Sophocle.** Essai sur le Héros tragique. Editions Albin Michel, Paris 1957. 291 S.

Méautis stellt seine Untersuchungen über das Wesen der Tragödie bei Sophokles ganz unter den einen Gesichtspunkt, der sich im Verlauf des Buches immer deutlicher (nur zu deutlich!) herauskristallisiert: es ist die Idee der Tragik, die durch «tiefste Nacht» der Verzweiflung, der Vereinsamung zur Erlösung, zur Schicksalsergebenheit führt. Die Parallele ist leicht zu ziehen: Gethsemane – Golgatha – Auferstehung. Méautis unterläßt es denn auch nicht, immer wieder auf diese Parallele hinzuweisen. Dabei geht es allerdings nicht ohne Gewaltsamkeiten ab – wie meistens, wenn man sich von einer eigenen Arbeitshypothese hinreißen läßt. Selbstverständlich wurde Sophokles schon mehrfach in seiner sittlich-religiösen Haltung als unbewußter Vorläufer des Christentums beansprucht; und ebenso selbstverständlich berühren sich manche Äußerungen seiner Helden eng mit den Evangelien. Aber es ist nicht angängig, daraus ein Dogma abzuleiten, das nun als starrer Gradmesser über alle Dramen gelegt wird. Es kann nicht ausbleiben, daß man ein Buch leicht verärgert aus der Hand legt, das (bis in die einzelnen Formulierungen hinein) unermüdlich sein Credo als bewiesene Wahrheit wiederholt und dabei zu einigen immerhin erstaunlichen Umdeutungen gelangt (z. B. bei Kreon, der eine höchst sonderbare Ausdeutung ins radikal Böse schon im Oedipus Rex über sich ergehen lassen muß; ebenso ist nach meiner Meinung die Antigone in diesem Lichte zu einer Verzerrung gekommen, die den unbefangenen Leser dieser Tragödie zumindest einiges Kopfschütteln kosten wird). Schade, daß die feinen Einzelbeobachtungen unter der Gewalttätigkeit der Gesamtthese verschüttet werden.

Inez Wiesinger-Maggi

Ernst Berger: **Parthenon-Ostgiebel.** Vorbemerkungen zu einer Rekonstruktion. Bonn 1959. 100 S. 12 Taf., 3 Falttaf. mit Rekonstruktion des Giebels.

Die neue Wiederherstellung ist ein wirklicher Gewinn. Die Rekonstruktion der Athene wird gesichert, ein von Schiering in den Magazinen des British Museum erkannter Torso als Nike überzeugend ergänzt (Modifikation durch B. Schweitzer, Jahrbuch d. Inst. 72 [1957] 1ff.), Hera ein Kopf zugewiesen, die Verteilung und Ergänzung der übrigen Figuren sorgsam erwogen, in gewissenhafter Auseinandersetzung mit den bisherigen Vorschlägen und Ergebnissen. Die Ergänzung des Poseidon als Aposkopeuon ist schwer mit Ines Juckers Ergebnissen zu vereinen (Der Gestus des Aposkopein [Zürich 1956]). Auch sonst wird man viel diskutieren, aber den entscheidenden Schritt nach vorwärts nicht verkennen. K. Schefold

Hippokrates, Fünf auserlesene Schriften. Eingeleitet und neu übersetzt von *Wilhelm Capelle.* Bibliothek der alten Welt. Artemis-Verlag, Zürich 1955. 238 S.

Es kann als Symptom einer bedeutsamen Neuorientierung unserer Zeit überhaupt gewertet werden, daß namhafte Gelehrte aller Richtungen sich in vermehrtem Maße den Quellen der Antike zuwenden. Unter den Zeugnissen für solche Bemühungen wird der Band mit fünf sicher echten Schriften des größten Arztes der Antike, die von Capelle neu übertragen wurden, einen Ehrenplatz beanspruchen dürfen. Die knappe Einleitung weist einmal mehr auf die erstaunliche Modernität der hippokrateischen Geisteshaltung hin, wo sich Philosophie und Heilkunst in der Lehre vom Mikrokosmos und Makrokosmos zu einer großartigen Vision durchdringen. Durch die Identifikation der Allnatur mit dem Göttlichen gewann Hippokrates den Ansatzpunkt, von dem aus alles Menschliche göttlich, alles Göttliche aber auch als zutiefst menschlich gesehen wurde. Von hier aus kann auch der Arzt immer nur als wahrhaft sittliche Persönlichkeit empfunden werden, die sich erkennend und dienend dem einen großen Zusammenhang aller Dinge einzufügen hat.

Die fünf ausgewählten, geschickt übersetzten Schriften berühren insgesamt Zentralprobleme, die auch heute noch ihre Geltung besitzen. Insbesondere sei auf die «Schrift von der Umwelt» hingewiesen, die mit ihrer «Klimamedizin» Forschungen unserer Tage vorausnimmt. Inez Wiesinger-Maggi

Fritz Gschnitzer: **Abhängige Orte im griechischen Altertum.** Zetemata H. 17. Verlag C. H. Beck, München 1958. 192 S.

Die Polis als herrschende Staatsform der vorhellenistischen Zeit war kleinräumig und damit Ursache der politischen Zersplitterung; eine Möglichkeit, größere Territorien zu schaffen, lag aber in der Verbindung zwischen einzelnen Städten. Die zahlreichen Formen, in welchen diese sich vollzog, werden vom Verfasser auf Grund hauptsächlich inschriftlicher Zeugnisse untersucht und danach systematisch gewürdigt. Der im Titel ausgedrückten Beschränkung gemäß bleiben dabei allerdings Bündnisse zwischen ebenbürtigen Partnern ausgeschlossen, aber auch ohne sie ist der uns vorgeführte Reichtum an Typen politischer Bildungen erstaunlich groß; er kann darum hier auch nicht in seiner ganzen Fülle wiedergegeben werden. Die behandelten Abhängigkeitsverhältnisse waren entweder durch Unterwerfung oder durch Kolonisation entstanden. Die abhängige Gemeinde konnte über Selbstverwaltung verfügen und bloß zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet sein. Von geringerer Selbständigkeit waren solche Städte, die auf grundherrlichem Boden der herrschenden Polis standen, und wieder andere Orte waren bloße Außensiedlungen derselben ohne eigene Staatlichkeit. F. Wehrli

Karl Friedrich Stroheker: **Dionysios I,** Gestalt und Geschichte des Tyrannen von Syrakus. Verlag F. Steiner, Wiesbaden 1958. 262 S.

Von Darstellungen der sizilischen und gesamtgriechischen Geschichte abgesehen, findet Dionysios I im Werke Strohekers seine erste allseitige Würdigung. Er wird hier als typische Erscheinung der Übergangszeit sichtbar gemacht, in welcher Einzelherrscher statt republikanischer Stadtstaaten das geschichtliche Leben zu bestimmen anfangen. Die Untersuchung der Symbiose, welche in Syrakus Tyrannis und Polisbürgertum eingehen, führt zum Ergebnis, daß die alten Institutionen im wesentlichen formell erhalten bleiben und Dionysios sogar seine eigene Macht in die republikanische Strategie kleidet, daß für das wirkliche Kräfteverhältnis dagegen die Eliminierung der alten Aristokratie sowie die Verdrängung der Miliz durch Söldner entscheidend werden.

Als neues, mit dem monarchischen Prinzip verbundenes Phänomen möchte Stroheker auch die Territorialpolitik verstehen, deren allerdings unerreichtes Ziel für Dionysios die Unterwerfung von ganz Sizilien ist. Hier ist immerhin an den athenischen Imperialismus als Parallele zu erinnern, der den gleichen Reichtum von Formen der Abhängigkeit anderer Städte entwickelt; vom Flächenstaat der hellenistischen Monarchie ist auch Dionysios noch weit entfernt. F. Wehrli

B. A. van Groningen: **La composition littéraire archaïque grecque,** procédés et réalisations. Verhandelingen der Koninklijke Nederlandse Akademie van wetenschappen, Afd. Letterkunde LXV 2, Amsterdam 1958. 394 S.

Oberster Gesichtspunkt aller literarischen Komposition ist die Einheit, sei es die stoffliche oder diejenige, welche durch geistige Durchdringung einer stofflichen Vielheit entsteht. Als zentrales Postulat kennt sie die Theorie der griechischen Klassik für Poesie und Prosa, in der archaischen Dichtung aber steht ihr teils die Freude an buntem Reichtum, teils vielleicht auch Unvermögen entgegen. Als einzelne Form, welche gegensätzliche Anforderungen sozusagen zum Ausgleich bringt, ist die archaische Ringkomposition entdeckt

worden (dazu v. Groningen 51f.); das vorliegende Werk nimmt den ganzen Fragenkomplex auf breitester Basis in Angriff. Die Gesichtspunkte einer sachlichen, gedanklichen und seelisch-stimmungsmäßigen Einheit, welche in der systematischen Einleitung entwickelt werden, finden in den folgenden Interpretationen an ausgewählten Stücken von Epik, Lehrgedicht, Elegie, Lyrik und Prosa ihre Anwendung. Aus dem reichen Inhalt läßt sich als Hauptergebnis etwa herausheben, daß mit der Zeit eine innere Einheit erreicht wird, welche die alten Mittel äußerer Verklammerung wie Vor- und Rückverweis, Einklammerung, Wiederholung, Verschränkung usw. entbehrlich macht. F. Wehrli

Jean Van Camp et *Paul Canart:* **Le sens du mot *θεῖος* chez Platon.** Publications universitaires, Louvain 1956. 451 p.

Begriffsuntersuchungen haben immer etwas Verführerisches. An der Bedeutung bestimmter Worte bei einem bestimmten Autor scheint sich auf elegante Weise der geschichtliche Ort eben jenes Autors feststellen zu lassen. Indessen führt die Praxis leider oft zu Enttäuschungen. Wörter, die der fragliche Autor selbst schon mit einem weiten und wenig gegliederten Bedeutungsfeld übernommen hat, sind ebenso wenig brauchbar wie hochspezialisierte Wörter, die allzu selten belegt sind. In besonderen Fällen kann es allerdings auch von Interesse sein, negativ nachzuweisen, daß spezifische und terminologische Bedeutungen, die man erwartet hatte, in Wirklichkeit kaum oder gar nicht zu fassen sind.

Ein solcher besonderer Fall liegt hier vor. Die Verfasser durchmustern sämtliche Dialoge Platons auf die Stellen hin, in denen *θεῖος* verwendet wird. Sie unterscheiden drei Hauptbedeutungen, unter die sich alle Texte subsumieren lassen: «sens religieux, sens hyperbolique, sens d'inspiré». Diese sämtlichen Bedeutungen sind schon längst vor Platon geläufig. Bei Platon selbst hat das Wort, wie die Verfasser konstatieren, keinen wie immer gearteten «technischen» Sinn. Es wird im Gegenteil gerade dort verwendet, wo auf emotionaler, nicht rationaler Ebene der Anschluß an traditionelle Anschauungen oder auch nur an den üblichen Sprachgebrauch gesucht wird. Woraus denn die Verfasser die Schlußfolgerung ziehen, daß von einem genuin theologischen Bemühen bei Platon (von einzelnen Teilen von Rep. und Legg. vielleicht abgesehen) eigentlich nicht die Rede sein kann. Die Gottheit als solche steht nirgends im Zentrum seines Denkens. Sie ist ihm nur ein ebenso unbestimmter wie bequemer Name für Anderes.

Im Ganzen dürfte diese Folgerung richtig sein. Und so kann man das Buch trotz einer gewissen Weitschweifigkeit und einigen Fehlinterpretationen als einen willkommenen Beitrag zur Kenntnis Platons bezeichnen. O. Gigon

Jean Rudhardt: **Notions fondamentales de la pensée religieuse et actes constitutifs du culte dans la Grèce classique.** Etude préliminaire pour aider à la compréhension de la piété athénienne au IVe siècle. Librairie Droz, Genève 1958. 344 S.

In diesem reich dokumentierten und eindringlichen Werk werden Dichtung und Philosophie als Weg zum Verständnis des griechischen Glaubens umgangen. Der Kult ist für den Verfasser gültiges Zeugnis der religiösen Erfahrung auch in historisch heller Zeit, nicht Überrest einer Vergangenheit, deren halb verschollene Anliegen bloß mit Hilfe der vergleichenden Religionsgeschichte aufgehellt werden könnten. Immerhin betont der Verfasser wiederholt mit Recht die Vielschichtigkeit der kultischen Glaubensinhalte, welche es ausschließe, diese begrifflich scharf abzugrenzen, und nur eine intuitive Annäherung auf dem Wege des Nacherlebens gestatte. Was den sakralen Begehungen gemeinsam zugrunde liegt, ist nach seinen Ausführungen das Bewußtsein einer Schöpfung und menschliche Gemeinschaft umschließenden Ordnung, deren sich der Gläubige zu versichern sucht und aus welcher er seine Kräfte bezieht.

Der Verfasser geht zunächst lexikographisch vor, indem er in sorgfältiger Interpretation die wichtigsten Sakralbegriffe wie *ἱερός, ὅσιος, ἅγιος, ἐναγής, καθαρός* usw. in ihrem ganzen Sinngehalt zu umreißen sucht. Der zweite Teil des Werkes ist den Kulthandlungen gewidmet, den Tänzen, Reinigungen, Gesängen, Gebeten und Opfern, deren Formen und Zielsetzungen mit Hilfe eingehender Interpretation zeitgenössischer Literatur vorgeführt werden. F. Wehrli

Gabriele Giannantoni: **I Cirenaici.** Raccolta delle fonti antiche, traduzione e studio introduttivo. Publ. dell'Ist. di filosofia dell'Univ. di Roma V. Sansoni, Firenze 1958. 518 S.

Seit Dittmars bedeutendem Buch über Aischines (1913) wird hier zum ersten Male wieder eine wissenschaftliche Sammlung der Reste eines der «kleinen» Sokratiker geboten, Aristipps und seiner Schule. Die Aufgabe war dankbar. Denn nächst Platon ist Aristippos zweifellos die interessanteste Persönlichkeit unter den Schülern des Sokrates gewesen; dafür spricht allein schon der starke Einfluß, den er auf Horaz ausgeübt hat. Giannantoni

hat seine Sache ausgezeichnet gemacht. Fragmente und Testimonia sind sorgfältig gesammelt und verständig gegliedert, und auch die Einleitung gibt eine Fülle wertvollster Hinweise. Etwas unvorsichtig mag G. wohl sein, wenn er im Anschluß an ältere Forscher die These vertritt und für bewiesen hält, «che la figura di Aristippo come Socratico, fondatore della scuola cirenaica e teorico di una filosofia sensistica e edonistica non ha fondamento storico» (165). Da geht m. E. die Skepsis viel zu weit. Aber das beeinträchtigt die Nützlichkeit des Buches als Arbeitsinstrument nicht im geringsten.

Auf eine Reihe von Einzelproblemen soll bei späterer Gelegenheit im Mus. Helv. näher eingegangen werden. Doch das Werk verdient es, schon hier als ein willkommener Beitrag zur Geschichte der Sokratik rühmend angezeigt zu werden. O. Gigon

Rudolf Kassel: **Untersuchungen zur griechischen und römischen Konsolationsliteratur.** Zetemata H. 18. Verlag C. H. Beck, München 1958. 107 S.

Von einem Worte R. Harders ausgehend, grenzt der Verfasser die antike Consolatio von dem ab, was wir unter Trostliteratur verstehen: sie gehe nicht teilnehmend auf den Trauernden ein, sondern suche mahnend, ja rügend durch Vernunftsgründe seinen Schmerz zu tilgen. In dieser Haltung sieht er mit Recht die Rationalität der Sophistik, auf welche sich denn auch sowohl die rhetorischen als philosophischen Consolationes der Folgezeit zurückführen lassen; die Rhetoren vergehen sich allerdings gegen ihre therapeutischen Zwecke, indem sie dem Zuspruch einen einleitenden θρῆνος voranstellen. Umgekehrt findet die alte Stoa von ihrer Apathielehre her keinen Zugang zur Trauer des Einzelnen, diesen eröffnet erst die unorthodoxe Pathoslehre des Panaitios. Dagegen kennen die Epikureer seit der Gründung ihrer Schule eine individuelle Seelsorge auch in Trauerfällen, die stärkste Wirkung auf die Folgezeit hat aber wohl die Consolatio des Akademikers Krantor. Eine eingehende Interpretation der ps.-plutarchischen Consolatio ad Apollonium weist die feste, in Einzelheiten bis in die archaische Dichtung zurückführende Topik der Gattung nach. F. Wehrli

W. Eborowicz: **La Contemplation selon Plotin.** Società editrice internazionale, Torino 1958. 90 p.

Après une brève étude consacrée à la notion de contemplation avant Plotin, l'auteur analyse les raisons qui ont conduit ce philosophe à opérer le premier «la synthèse géniale de la philosophie et de la mystique» (p. 86): en signalant dans la contemplation un mode de connaissance irréfutable, il espérait ruiner le scepticisme; d'ailleurs elle lui paraissait seule capable d'unir l'Ame à l'Un, réalité située au-delà même de l'Intelligence. L'auteur discute ensuite la fréquence et la nature des extases de Plotin en qui il refuse de voir un épileptique. Une étude détaillée des trois hypostases, du double point de vue philosophique et mystique, occupe le centre de l'ouvrage. Après avoir énuméré les caractères de l'extase et rejeté l'interprétation panthéiste du plotinisme, l'auteur conclut par l'examen des ressemblances entre cette philosophie et l'indouïsme: bien que certaines, celles-ci pourraient n'être que fortuites. Ce livre bien documenté eût gagné à être élaboré moins hâtivement: au grand préjudice de la clarté, ponctuation, orthographe et grammaire sont malmenées à chaque page; l'argumentation n'offre pas toujours toute la rigueur ni toute la cohérence souhaitables. Certains de ses jugements semblent prouver que l'auteur n'est pas toujours parvenu à étudier la pensée antique sans préjugés modernes: «le rationalisme voila à Platon la mystique ...» (p. 84); «il semble que Plotin ... tombe victime de la surestimation de la vie spirituelle personnelle ...» (p. 67), etc. P.-J. Berthoud

William H. Brownlee: **The Text of Habakkuk in the Ancient Commentary from Qumran.** Journal of Biblical Literature Monograph Series, Vol. XI, Philadelphia 1959. VIII + 130 S.

Brownlee hat die Qumran-Forschung von Anfang an mit seinen Beiträgen begleitet und bereichert; mit der Habakkuk-Rolle hat er sich seit 1948 wiederholt beschäftigt, und 1951 legte er eine der ersten Übersetzungen des Sektenbuches vor.

In der anzuzeigenden Arbeit stellt er alle Abweichungen im Text des Habakkuk-Kommentars gegenüber der massoretischen Überlieferung zusammen, wobei er zum Vergleich die Versionen (Septuaginta, Vulgata, Peschitto) und spätere hebräische Handschriften heranzieht. Sein Augenmerk ist auch auf diejenigen Abweichungen der Habakkuk-Rolle gerichtet, die irgendwie mit den Anschauungen der Qumran-Leute zusammenhängen dürften.

Das Ergebnis lautet dahin, es genüge nicht, wie schon geschehen, mit Beziehung auf die Rolle von einem Vulgärtext zu reden; es sei vielmehr angemessener, sie als eigene Textrezension zu bezeichnen, und dies darum, weil die Abweichungen der Rolle gegenüber dem massoretischen Text wiederholt mit einer oder auch mehreren der Versionen übereinstim-

men. Mit Rücksicht darauf müsse man urteilen, jene Abweichungen seien nicht einfach erfunden, sondern aus bereits vorhandenen Fassungen oder Vorlagen übernommen worden.

Wer in diesen Dingen nicht zu den Spezialisten zählt, hat es schwer, zu den Thesen von Brownlee Stellung zu nehmen. Doch wird jeder gerne anerkennen, daß sie umsichtig und gediegen vorgetragen werden. Ohne Zweifel legt der Verfasser eine Studie vor, die ihren Platz in der weiteren Diskussion behalten wird. J. J. Stamm

Hans F. K. Günther: **Lebensgeschichte des römischen Volkes.** Verlag Hohe Warte, Pähl (Oberbayern) 1957. 330 S.

Das Buch ersetzt zusammen mit der 1956 erschienenen «Lebensgeschichte des hellenischen Volkes» die vom gleichen Verfasser 1929 herausgegebene «Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes». Die aus durchsichtigen Gründen erfolgte Umbenennung kann nur bedauert werden und wirkt um so fataler, als dem neuen Namen durchaus nicht etwa ein Gesinnungswandel entspricht. Wie in seiner «Rassenkunde des deutschen Volkes» (1922) und der «Rassenkunde Europas» (1935 in 3., vermehrter Auflage) stellt Günther auch in dieser biologisch betrachteten römischen Geschichte im Grunde alles unter den für ihn und seinesgleichen entscheidenden Gesichtspunkt der langsam fortschreitenden Entnordung der Völker indogermanischer Sprache; immerhin zehre vom Züchtungsvorsprung der nordischen Rasse, so heißt es auf S. 19, Europa noch heute. Von der Vorgeschichte der Italiker bis zum Untergang der Antike späht der Autor nach Anhaltspunkten für nordische Herkunft der großen Gestalten (z. B. S. 211, wo aus Horaz carm. III 3, 12 purpureo bibet ore nectar auf rosig-helle Gesichtsfarbe des Augustus geschlossen wird). Besonders kennzeichnend für den ungebrochenen biologischen Materialismus Günthers sind seine Ausführungen zum Christentum S. 290: «Es sind weniger Hellenen und Italiker zum Christentum 'bekehrt', hingegen mehr Nachkommen der vorindogermanischen Bevölkerung des Mittelmeergebiets, Nachkommen von Sklaven der Hellenen und Römer, ihrem seelischen Wesen nach für die aus dem Morgenlande vordringenden Religionen gewonnen worden.» G. A. Keller

Angelo Brelich: **Tre variazioni romane sul tema delle origini.** Edizioni dell'Ateneo, Roma 1955. 126 p.

Une tradition tenace n'a voulu voir dans la religion romaine primitive que le produit d'une mentalité dite animiste ou pré-animiste, magique ou magico-agraire. Cela signifie que les Romains, dans le monde méditerranéen, saturé de mythes, de la première moitié du Ier millénaire av. J.-C., seraient restés totalement imperméables aux courants de l'époque. L'auteur de ces trois travaux refuse d'ajouter foi à un tel miracle – il n'est pas le seul à l'heure actuelle – et se propose de reprendre l'étude des documents antiques en se libérant de tout préjugé. Par sa méthode d'investigation de la protohistoire romaine, il apporte une contribution intéressante à la résolution d'un problème difficile. Sa première étude, par exemple, prend pour point de départ Liv. VI 28–29, qui relate une polémique religieuse divisant Préneste et Rome. Par une analyse serrée de divers documents, M. Brelich démontre la très grande analogie des religions des deux cités: la seule différence réside dans le fait que l'une met l'accent sur l'élément précosmique, l'autre sur l'élément cosmique, qui rend compte du monde *organisé* issu du chaos précosmique. Cette divergence est exploitée à des fins politiques: Préneste cherche à s'affirmer, face à une Rome conquérante, par le plus haut degré d'ancienneté de sa divinité principale, Fortuna; Rome, au contraire, devenue le centre d'un petit cosmos, considère toute résistance comme un attentat à l'ordre, au fatum Jovis. Cette conception la contraint à revoir ses propres traditions, à les réinterpréter, à les «démythiser», à les «historiser». A. Kurz

Fontes ad topographiam veteris Vrbis Romae pertinentes, coll. atque ed. cur. *I. Lugli*, vol. IV: *Libri XII–XIV* (*Regiones Vrbis V, VI, VII*). Istituto di Topografia antica dell'Università, Rome 1957. 435 p.

M. Lugli et ses collaborateurs poursuivent régulièrement l'œuvre méritoire dont les précédents volumes ont été signalés à l'attention des lecteurs de cette revue (cf. en dernier lieu Mus. Helv. 12 [1955] 282). Nous continuons donc notre passionnante promenade en parcourant l'Esquilin, le Quirinal, le Viminal, les Horti Sallustiani, la colline du Pincio et autres lieux sur lesquels les témoignages de toute sorte abondent. C'est sans doute dans l'intérêt de l'archéologie et de la topographie, qui y gagnent mainte précision, que ces sources ont été rassemblées, mais inversement celui dont le métier est d'expliquer les textes, où si souvent la configuration des lieux pose d'irritants problèmes d'interprétation, quel secours n'est-il pas en droit d'attendre de ce répertoire qui, par le rapprochement des inscriptions et des citations, parfois empruntées à des sources tardives peu connues des philologues classiques, peut faire jaillir la lumière! Juliette Ernst

R. E. Smith: **Service in the Post-Marian Roman army.** Manchester University Press Manchester 1958. VII, 76 S.

Das römische Heer spielt nicht nur in der äußeren, sondern auch in der inneren Geschichte Roms im 1. Jahrh. v. Chr. im Übergang von der Republik zur Monarchie eine äußerst wichtige und vielfach entscheidende Rolle. Jede Arbeit ist daher sehr zu begrüßen, die sich mit dem in der modernen Literatur eher vernachlässigten römischen Heerwesen zwischen Marius und Augustus beschäftigt. Smith zeigt in dieser sorgfältigen und mit reichem Quellenmaterial belegten Studie einmal, wie in der tatsächlichen Umformung des römischen Heeres nach Marius sich Altes und Neues rechtlich und organisatorisch engstens verbindet und nebeneinander hergeht, wie z. B. im Verhältnis von Aushebung auf Grund der Dienstpflicht und freiwilliger Meldung zum Heeresdienst sich im Prinzip eigentlich sehr wenig ändert, nur daß, was einst Ausnahme war, nun die Regel wird, und umgekehrt, was dann allerdings große praktische Folgen hat. Ferner macht er vor allem deutlich, daß tatsächlich und zwar auch schon vor Marius etwas wie ein stehendes Heer von bedeutendem Umfang in den Provinzen stand, das mit den wechselnden Statthaltern im allgemeinen nicht wechselte, sondern auf die Nachfolger überging, im 2. Jahrhundert etwa in der Stärke von 8, im 1. Jahrhundert von 14 Legionen. Zwischen diesen ständigen Besatzungstruppen und den von Fall zu Fall bei größeren Kriegen gebildeten Sonderheeren besteht nur ein durch die anderen Umstände gegebener tatsächlicher, aber nicht ein wesensmäßiger und rechtlicher Unterschied. Wichtig ist ferner der Hinweis, daß der Herausbildung des Berufsheeres die tatsächliche Entstehung eines Offizierstandes auch ritterlichen und senatorischen Ranges parallel geht. Die einzelnen Kapitel behandeln das römische Heerwesen vor Marius, die stehenden Heere in den Provinzen, Dauer und Bedingungen des Militärdienstes im 1. Jahrh. v. Chr., Methoden und Grundlagen der Rekrutierung und das Offizierkorps der Zeit und schließen mit einem kurzen Ausblick auf die augusteischen Reformen, die im Grunde nur den schon bestehenden Zustand normalisieren, in dem vergrößerten ständigen Heer den alten Unterschied zwischen Besatzungstruppen und Operationsheeren aufheben und beim Offizierkorps durch stärkere Verbindung mit den zivilen Ämtern einem reinen Berufsoffizierstand entgegenwirken. Die Studie stellt einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Geschichte des republikanischen Rom dar.

Ernst Meyer

Catulli Veronensis liber. Rec. *Mauritius Schuster*, editionem stereotypam correctiorem editionis secundae cur. *W. Eisenhut*. Bibliotheca Script. Graec. et Rom. Teubneriana, Leipzig 1958.

Schusters Catull-Ausgabe von 1949 ist durch Eisenhut für den Nachdruck auf den Stand der Forschung aus den letztvergangenen Jahren gebracht worden: durch eine Ergänzung zum Verzeichnis der viel zitierten Literatur (1 Seite) und durch Addenda et Corrigenda zu Praefatio, Text, Apparat und Indices (10 Seiten). Ein am Seitenrand beigegebenes Zeichen verweist jeweils auf die Addenda et Corrigenda. Was die Änderungen zum Text betrifft, so wird man etwa das wiederhergestellte *lumina* 66, 1 (verteidigt auch durch Pfeiffer, Call. I 112) ebenso begrüßen, wie man gegenüber dem vor kurzem vorgeschlagenen *verecunde* 68, 136 skeptisch bleibt.

H. Haffter

C. Julius Caesar. Auswahl aus seinen Werken. Heidelberger Texte, lat. Reihe. Textbearbeitung *Haas*, Einleitung *Gelzer*. F. H. Kerle Verlag, Heidelberg 1957. 184 S.

Jede Auswahl aus einem Gesamtwerk ist notwendigerweise subjektiv. Die wegleitenden Motive werden von Fall zu Fall andere sein: eine deutsche Cäsar-Auswahl wird stets das Scheinwerferlicht auf spezifisch germanische Stücke richten, während eine schweizerische natürlicherweise bei Cäsar gerne alle Angaben über die Helvetier berücksichtigt. So werden wir z. B. in dieser Auswahl das Bellum Alpinum vermissen, das als Schullektüre in seinem eigentümlichen Lokalkolorit und in seiner erzählerischen Geschlossenheit dem Empfinden schweizerischer Mittelschüler einen besonders leichten Zugang zu Cäsar vermittelt. – Diesem Minus (von uns aus gesehen) stehen als gewichtiges Plus eine sorgfältige Auswahl aus dem Bellum Civile, Zeugnisse über die Schriften Cäsars und seine eigenen Briefe gegenüber. Dazu kommt die übersichtliche Einleitung von Gelzer, die der historischen Umschau eine kurze, aber prägnante Würdigung Cäsars als Staatsmann und Schriftsteller zufügt. Wertvoll ist die kurze Bibliographie und die sorgfältige Zusammenstellung der Eigennamen.

Inez Wiesinger-Maggi

Fritz Sturm: **Abalienatio.** Essai d'explication de la définition des topiques (Cic. Top. 5, 28). Thèse droit, Lausanne 1957. Giuffrè, Mailand o. J. IV und 230 S.

Seit den Humanisten bis heute umstritten ist die juristische Definition, welche Cic. *Top.* 28 von der «Veräußerung» gibt: *abalienatio est eius rei quae mancipi est aut traditio alteri*

nexu aut in iure cessio inter quos ea iure civili fieri possunt. Gehört *eius rei quae mancipi est* zum Folgenden, so entsteht ein sachlicher Anstoß. Veräußern kann man doch auch *res nec mancipi,* denn daß der Eigentumsbegriff sich jemals nur auf die *res mancipi* beschränkt hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Man erwartet Nennung der *res nec mancipi* und der für diese üblichen Veräußerungsform durch *traditio ex iusta causa;* die Definition scheint also unvollständig. Zieht man den Gen. zu *abalienatio,* von dem er durch *est* getrennt ist, so stört das ungewöhnliche Hyperbaton. Der einzige antike Kommentator, Boethius, hat allerdings keinen sprachlichen Anstoß empfunden und sich ohne weiteres für die letztere Alternative entschieden. Der Jurist Sturm tritt für die erstere ein. De Visscher hatte REL 14 (1936) 130ff. die Definition mit der These retten wollen, daß *abalienatio* spezieller Terminus für Veräußerung von *res mancipi* sei, im Gegensatz zum allgemeineren Wort *alienatio;* die auf *res nec mancipi* beschränkte Veräußerung durch *traditio* (ohne *nexus*) würde also mit Recht fehlen. Das wird von Sturm widerlegt: Eine sorgfältige Wortuntersuchung erweist *abalienatio* und *alienatio* wie die zugehörigen Verba als synonym. Sturm sieht die Lösung darin, daß nur die beiden von Cicero erwähnten Begriffe Rechtsakte des *ius civile* sind, während die einfache *traditio* dem *ius naturale* zugehört und überdies für sich allein nicht die Übertragung des Eigentums bewirkt, sondern nur eines von mehreren hierzu erforderlichen *facta* ist. Den Philologen interessiert noch, daß Sturm erstmals für das einschlägige Textstück des Boethius 23 Hss. kollationiert hat. Aus den für zwei Stellen vorgelegten Lesarten wird der Text klar, allerdings nicht ganz so, wie Sturm ihn herstellt: *civis* (bzw. *suis*) *autem certe haeres* führt zusammen mit den anderen Varianten auf *quaevis autem ceterae res,* nicht auf *ceterae autem res.* (Das *quae-* war natürlich mit Abbreviatur geschrieben.) Der Text ist weiter verwirrt dadurch, daß die vor *quaevis* fehlenden Worte *mancipi vocabantur* an die falsche Stelle geraten sind und dort das geforderte *nec mancipi* verdrängt haben. Orelli-Baiter (p. 322, 14 der Zürcher Ausgabe von 1833) hatten in ihrem Text noch eine *crux* setzen müssen, über die Sturms Kollationen jetzt hinweghelfen, und zugleich zeigt die Kostprobe, welch lohnendes Unternehmen eine vollständige kritische Ausgabe von Boethius' *In top. Cic.* noch wäre.

O. Hiltbrunner

Michel Ruch; **Le préambule dans les œuvres philosophiques de Cicéron.** Essai sur la genèse et l'art du dialogue. Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, Fasc. 136. Les Belles Lettres, Paris 1958. 459 p.

Pour entreprendre sa vaste étude, l'auteur a dû s'affranchir d'un préjugé dont Cicéron lui-même est en partie responsable. En effet, un aveu candide de Cicéron à Atticus a désorienté la critique: Cicéron, qui possède un recueil de *prooemia* où il puise à l'occasion, a oublié qu'il avait déjà utilisé le IIIe livre des Académiques le préambule introduisant le *De gloria* récemment adressé à Atticus (*Att.* XIV 6, 4). Celui-ci est prié de réparer l'erreur avec des ciseaux et de la colle, et de joindre au *De gloria* le préambule qui lui était destiné. De cet incident on a conclu que le préambule cicéronien est une pièce amovible, sans rapport étroit avec le sujet. Le grand travail de M. Ruch consiste à démontrer que le *prooemium* est, au contraire, une véritable introduction du sujet présenté, que, écrit après, il en reprend les thèmes conducteurs. Leur caractère général provient de ce que les préambules ne valent pas seulement pour un traité, mais pour l'ensemble de cette production, sorte d'encyclopédie philosophique que Cicéron ambitionnait de donner à ses compatriotes. En soi, par l'évocation du milieu, des personnages, des circonstances, les préambules sont des documents biographiques, historiques et littéraires, des œuvres originales où Cicéron se donne tout entier, «à la fois représentant le plus authentique du génie romain et défenseur de l'hellénisme. Au confluent de l'art et de la philosophie, les *prooemia* constituent donc bien un genre original et nouveau, au moment où le dialogue ne se renouvelle plus en Grèce» (p. 419).

Ainsi conçu le sujet prend de l'envergure et justifie le fort volume que M. Ruch y consacre. Il comporte une histoire du dialogue latin et de ses origines, un parallèle avec ses devanciers, les dialogues de Platon, les traités d'Aristote, une chronologie d'après la Correspondance, leur composition, leur signification et leur portée, leur évolution et leur témoignage quant à l'œuvre et à la personnalité de Cicéron. Établissant les «lois fondamentales» des préambules, démontrant qu'ils ne sont point de vulgaires pièces adventices, mais que, conditionnés par le sujet qu'ils introduisent, ils sont susceptibles d'une reconstitution à partir du sujet même, comme ils en détiennent l'interprétation, M. Ruch soulève le voile sur maint mystère. C'est ainsi qu'il tente de combler la lacune initiale du *De Republica* (p. 203 et suiv.), qui serait dédié à Quintus. Inversement, la reconnaissance d'un *prooemium* «integré» du *De Legibus,* ouvrage «achevé», a pour conséquence une nouvelle chronologie de composition: le dialogue daterait de 46 (sur ce point, v. la courtoise controverse entre M. Ruch [p. 123 à 141] et M. de Plinval [dans sa récente édition, Paris, Les Belles Lettres, 1959, p. IX, n. 1]).

Cela se répercute sur les rapports entre les deux traités politiques, sur leur rapport avec Platon et sur leur conception même. Que l'on adopte ou non les solutions proposées, il est certain que M. Ruch a rendu un bel hommage à Cicéron dont l'originalité et la souplesse du génie sont encore mieux éclairées. L'étude de ce livre bien écrit est indispensable à tout interprète des œuvres philosophiques. J. Béranger

Ovid, Metamorphosen. Jubiläumsausgabe zum 2000. Geburtstag. Herausgegeben und übersetzt von *H. Breitenbach.* Artemis-Verlag, Zürich 1958. XXXV und 1215 S.

Eine Riesenarbeit steckt in diesem Bande, und zwar sowohl was die Durcharbeitung und Erläuterung des Textes wie auch was die Übersetzung angeht. Aber sie hat sich reichlich gelohnt. Die Übersetzung liest sich leicht und angenehm und ist so gut, als man es verlangen kann, zumal bei einem Autor dieser Art. Denn man wird sich eingestehen, daß die Nonchalance ovidischer Kunst weit schwerer deutsch nachzubilden ist als etwa die in eiserner Arbeit erkämpfte Vollkommenheit Vergils. Der lateinische Text ist gründlich und klug durchgearbeitet. Der Herausgeber hat sich die neuern und neuesten Forschungen über den Dichter, der ja allmählich (es war hohe Zeit) wieder im Kurse zu steigen beginnt, trefflich zunutze gemacht. Besonderes Lob verdient der Index der *τόποι καὶ τύποι*, wie B. es nennt, ein auch für die philologische Interpretation wertvolles Hilfsmittel. Die Einführung hätte vielleicht die genialische Vitalität Ovids etwas stärker hervorheben dürfen. Und war er wirklich ein «überaus warmherziger Mensch», wie B. in der Nachfolge H. Fränkels schreibt? Ich weiß es nicht. Jedenfalls darf man seine weltmännische Gutmütigkeit nicht ins Gemütvolle verschieben. In den erotischen Frechheiten der Jugend wie in den Klageliedern des Alters ist der Anteil des souveränen Spiels außerordentlich groß. Ernst ist es Ovid nur bei *einer* Sache: bei dem Bewußtsein, daß es ihm als Dichter unter seinen Zeitgenossen keiner gleich macht. Und darin hatte er ja recht. Auch wir werden ihn heute wieder unbefangen bewundern (unter der Bedingung freilich, daß wir jeden Vergleich mit Vergil unterlassen). Und zu seinem Hauptwerk ist die vorliegende Ausgabe der erfreulichste Zugang, den man wünschen kann. Sie wird der Schule, dem Liebhaber Ovids und dem Philologen dienen. O. Gigon

Lars-Ivar Ringbom: **Paradisus Terrestris.** Myt, Bild och Verklighet. Acta Societatis Scientiarum Fennicae. Nova Ser. C 1, Nr. 1, Helsingfors 1958. 446 S. 208 Abb. Englische Zusammenfassung.

Diese großangelegte Geschichte der Paradiesvorstellung behandelt in einem ersten Teil die Geschichte der Paradiessage, in einem zweiten ihre bildliche Darstellung in frühchristlicher, vorderasiatischer und mittelalterlicher Kunst, in einem dritten die 1937 von Pope entdeckte Kultstätte in Aserbeidschan, einen wahren Paradiesberg mit einem «grundlosen», unerschöpflich wasserreichen See und bedeutenden sassanidischen Ruinen, deren Rekonstruktion versucht wird. Das Buch sollte einen Altertumswissenschaftler anregen, der Geschichte der verwandten klassischen und hellenistischen Vorstellungen nachzugehen. Die Bronzestatuette einer Tyche in Teheran (Abb. 33) Ardvi Sura Anahita zu nennen, nur weil eine Brust entblößt ist, scheint mir bedenklich[1]. Die skythischen Motive des Schatzes von Sakez (Abb. 52f.) sind in Südrußland sicher ins 6. Jahrhundert datiert. K. Schefold

Ulrich Kahrstedt: **Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.** 2e édition. 114 fig., 64 pl. Francke, Berne 1958. 440 p.

La première édition de ce beau livre, qui embrasse les deux premiers siècles de l'Empire, a été rédigée et publiée (en 1954, à Munich) dans des circonstances qui ont empêché sa diffusion à l'étranger. La nouvelle édition, due à l'initiative de notre collègue de Berne, M. Gerold Walser, voit le jour sous des auspices plus favorables et sa présentation fait honneur aux éditions Francke. La mise à jour a consisté dans l'adjonction de données nouvelles et dans quelques corrections de détail qui n'ont pas modifié la physionomie de l'ouvrage, divisé en cinq parties: I. L'Etat et la vie politique (p. 7–70), où sont étudiés la nature et le fonctionnement des institutions et de l'administration sous tous leurs aspects. On regrettera que les recherches de J. Béranger sur l'aspect idéologique du principat n'aient pas été mises à profit; II. L'économie (p. 71–233), avec un examen particulièrement suggestif de la situation dans les provinces; III. La société et la culture (p. 234–304); IV. Croyances, incroyance, superstition, rivalités entre religions (p. 305–394). Cette partie, qui comprend aussi la philosophie, renferme une foule de renseignements précieux, notam-

[1] Dazu ausführlicher Verf., *Zur Ikonographie der Göttin A. S. Anahita,* Acta Academiae Aboensis 23 (1957).

ment sur le succès croissant des religions orientales, mais elle me paraît reposer pour une part sur une conception du phénomène religieux aujourd'hui quelque peu dépassée; V. Conclusion (p. 418–420). Une liste des empereurs jusqu'à Septime-Sévère, des auteurs anciens mentionnés dans le texte, une table des illustrations (avec renvois au texte, mais celui-ci ne renvoie jamais aux illustrations, qui, de ce fait, demeurent en marge) et un index alphabétique des matières terminent le volume. Ce livre captivant, riche d'enseignements, s'adresse au grand public et non pas aux spécialistes: il faut en tenir compte pour le juger avec équité. Ainsi s'expliquent l'absence de toute référence aux sources et les caractères généraux d'un ouvrage dans lequel l'accent porte sur l'exposé des faits plutôt que sur l'énoncé des problèmes. En ce sens, il n'incite pas à la réflexion autant qu'on pourrait le souhaiter. Mais, tel qu'il est, il est appelé à rendre d'utiles services à qui désire connaître les manifestations d'une civilisation déjà marquée par l'imminence de son déclin. A. Labhardt

Dirk Kuijper: **Varia Dracontiana.** Thèse de l'Université d'Amsterdam. La Haye, chez l'auteur, 1958. 109 p.

L'hauteur de cette intéressante contribution à la critique et à l'explication des œuvres de Dracontius examine un certain nombre de passages difficiles de ce poète chrétien médiocre, certes, mais non point négligeable, et s'efforce d'améliorer les deux éditions dues à Vollmer (*Mon. Germ. Hist., Auct. Ant.* t. XIV et *Poetae Lat. Min.* t. V). Animé d'un conservatisme de bon aloi, il propose le plus souvent un retour à la leçon des manuscrits, modifiée par ses prédécesseurs, et ne recourt à l'intervention conjecturale qu'après avoir épuisé toutes les ressources de l'interprétation. Les conjectures nouvelles (23 pour 115 passages étudiés) sont le plus souvent plausibles et toujours soigneusement motivées.

L'interprétation de l'*Epithalamium Iohannis et Vitulae* (*Romulea* 7) aboutit à un résultat assez inattendu: loin d'être l'œuvrette innocente que les critiques se plaisent en général à y reconnaître, ce morceau de circonstance se révèle dans certaines de ses parties comme un produit de la veine fescennine la plus authentique (p. 58ss.). On a peine, en revanche, à admettre avec M. K. que les anciens protecteurs du poète, Statulenius et Optavianus (*sic recte*), soient encore vivants au moment du mariage de leurs jeunes descendants et qu'ils soient visés par l'apostrophe des v. 120ss. Les v. 111ss. les présentent comme des personnages déjà disparus. De même, dans la partie biographique (p. 7ss.), je ne puis souscrire à l'hypothèse d'un Dracontius vandale, du moins par sa mère, et qui n'aurait appris à parler latin qu'à l'école du grammairien Felicianus. Les louanges hyperboliques dont le poète comble son maître dans deux poèmes de jeunesse, et même d'écolier, semble-t-il (*Romulea* 1 et 3), non plus que l'emploi du substantif *barbarus* (ibid. 1, 14), ne sauraient être interprétés dans ce sens.

On regrette que le bel article *Dracontius*, de P. Langlois, dans le Reallexikon für Antike und Christentum, fasc. 26 (1958) col. 250ss., pourtant mentionné dans la bibliographie, soit venu manifestement trop tard pour être utilisé dans cette thèse, écrite en un latin dense, parfaitement adapté à son objet. A. Labhardt

Vinzenz Bulhart: **Tertullian-Studien.** Österreich. Akad. der Wiss., Phil.-hist. Kl., SB., Vol. 231, 5. Rohrer, Vienne 1957. 56 p.

Cet ouvrage a pour objet principal de montrer que trois mss. de Tert., connus depuis un siècle, mais trop négligés jusqu'ici, ont conservé en maint endroit la rédaction originale. Il s'agit de deux Magliabechiani de Florence (N et F), et d'un ms. de Luxembourg (X), tous trois datant du 15e siècle. Dans une première partie, l'auteur défend l'authenticité de plusieurs leçons de ces mss. présentant des particularités morphologiques, stylistiques ou grammaticales. A cette occasion, Bulhart enrichit les listes d'exemples déjà dressées par Hartel, Hoppe, Löfstedt ou Thörnell, et ajoute quelques catégories nouvelles. La sémantique et la syntaxe occupent la plus grande place dans cette partie. Dans la deuxième, l'auteur propose de quelques passages controversés une nouvelle interprétation qui doit rendre superflue toute correction. Enfin, faisant suite à ces deux parties conservatrices, une troisième, notablement plus brève, présente et justifie une douzaine de conjectures, soit empruntées à Kroymann, soit formulées par Bulhart lui-même. Dans l'ensemble, la majorité des remarques porte sur les ouvrages suivants de Tert.: *fug.*, *monog.*, *pall.*, *uirg. uel.* A. Schneider

Jacques Fontaine: **Isidore de Séville et la culture classique dans l'Espagne wisigothique.** Etudes Augustiniennes, Paris 1959. 1013 S.

Das im Titel formulierte Thema wird vom Verfasser durch eine quellenanalytische Interpretation der ersten drei Bücher von Isidors Etymologiae oder Origines bewältigt. Diese

enthalten ein Compendium der sieben Artes, in welchen sich antike Bildung ins Mittelalter gerettet hat. Isidors Bearbeitung des Stoffes gewährt einen Einblick in Bedürfnisse und Möglichkeiten seiner Zeit, vor allem in die Art und Weise, wie diese sich heidnische Bildung assimilierte. Durch den Nachweis, daß Isidor in seinem Werk eine sehr vielschichtige Literatur verarbeitete, überwindet der Verfasser die ältere Quellenforschung, soweit sie unitarisch gerichtet ist und in den Origines nicht viel mehr als einen Auszug aus Varro sieht. Nach seinen Ausführungen gehören zu Isidors wichtigsten Gewährsmännern Augustin und Cassiodor, während ältere Autoren nur in Auszügen benützt sind und die Schulkontinuität durch Lehrbücher sowie Scholien getragen wird. Ein spätantiker Anschluß an griechische Überlieferung läßt sich besonders deutlich in Rhetorik und Astronomie wahrnehmen; die Behandlung von Himmelsvorgängen als Symbolen christlicher Glaubensinhalte ist von der Exegetik des Origines bestimmt. F. Wehrli

Lexicon mediae et infimae Latinitatis Polonorum. Vol. I fasc. 1ff. Polska Akademia Nauk, Warszawa 1953ff.

Bei einer Anzeige an dieser Stelle kann es sich nur um den Hinweis handeln, daß dieses Lexikon, das die mittelalterlich-humanistische Latinität Polens (vom Jahre 1000 bis ins 16. Jahrhundert) umfassen soll, lieferungsweise im Erscheinen begriffen ist und daß Planung und Durchführung des Werkes Anspruch auf Anerkennung erheben und als Vorbild dienen dürfen. Um so erfreulicher diese Feststellung, als das international konzipierte Vorhaben einer Erneuerung des 'Du Cange', von dem das polnische Unternehmen ein Teilstück ist, mit seinen bisherigen Realisierungen auch Enttäuschungen gebracht hat. Alle Erläuterungen, in den einführenden Kapiteln wie in den einzelnen Wortartikeln, sind polnisch und lateinisch gehalten, womit die erstrebte internationale Benützung und Verwertung des Lexikons gesichert ist. H. Haffter

Festschrift E. Kapp zum 21. Januar 1958. Marion v. Schröder Verlag, Hamburg 1958. 144 S.

Eine der Festschriften, zu deren Geschlossenheit und Vornehmheit man dem Gefeierten wie den Feiernden gratulieren darf. Es sind nicht alle so ... Aus dem Inhalt nur einiges Wenige: Begonnen wird mit einer feinsinnig anspruchslosen Hesiodinterpretation von E. Siegmann, es folgt der schlagende Nachweis von B. Snell, daß Alkaios Frg. 349 Lobel-Page einem Hymnus nicht auf Hephaistos, sondern auf Dionysos angehört. Geschickt durchgeführt und interessant ist der Versuch von C. H. Kahn, zu zeigen, daß bei Aristoteles Phys. 203 b 4–15 direkt das Buch Anaximanders zugrundeliege. Ob es tatsächlich dieses früheste Stück Vorsokratik sein kann, mag man bezweifeln. Daß Aristoteles sich recht eng an einen vorsokratischen Text (und zwar nicht Melissos) hält, scheint mir so gut wie bewiesen. Aristoteles ist auch der Gegenstand einer umfangreichen Interpretation von K. v. Fritz. Gegen Grayeff, Phronesis 1 (1956) 110ff. soll gezeigt werden, daß Poet. 1451 a 34–b 32 nicht etwa durch spätere massive Einarbeitungen verunstaltet worden sei, sondern daß es sich um ein untadelig geschlossenes Stück Aristoteles' selbst handle. Nun wird gewiß kein vernünftiger Interpret die zum Teil unsinnigen Übertreibungen Grayeffs mitmachen. Aber umgekehrt gelingt es auch v. Fritz nur mit einem außerordentlich großen Aufwand von Stützbauten die innere Konhärenz des Abschnitts zu sichern; anders gesagt: daß 1451 a 34 bis b 11 einerseits und 1451 b 11–26 anderseits ihrer aus dem Wortlaut sich ergebenden Akzentsetzung nach nicht hinlänglich aufeinander abgestimmt sind und daß für den Leser, der nicht alle jene Stützbauten im Kopfe hat, zwischen 1451 b 16–18 und b 29–32 ein empfindlicher Widerspruch besteht, hat v. Fritz nicht widerlegen können. Ohne die freilich sehr sorgfältig zu handhabende Hypothese eines Redaktors der Pragmatien kommen wir eben doch nicht aus.

Knapp, schön und überzeugend deutet sodann P. Von der Mühll den viel mißverstandenen Begriff *ἐκ νεφέων* bei Kall. hy. 6, 7 und anderwärts. K. Reich entwickelt die anregende These, der bei Lucr. 5, 878–924 vorliegende Begriff des Naturgesetzes stamme letzlich aus dem Peripatos; im Prinzip wird dies richtig sein, auch wenn Reichs etwas summarischer Beweisgang nach mehreren Richtungen der Ergänzung bedarf. Es wäre lohnend und wichtig, das Problem (wie überhaupt Lukrezens Beziehungen zum Peripatos) weiter zu verfolgen. Besonders fesselnd ist schließlich die Studie von W.-H. Friedrich über «eine Denkform bei Tacitus». An einigen eindrücklichen Beispielen zeigt er das Bemühen des Historikers, bestimmte Situationen dadurch bedeutender zu machen, daß sie in einer an sich ungeschichtlichen Weise auf Früheres Bezug nehmen oder Späteres schon einbeziehen. Musterbeispiele: Ann. 14, 33 Ende, Hist. 3, 41 Anf. O. Gigon

Atti dell'VIII Congresso internazionale di storia delle religioni (Roma 17–23 Aprile 1955). C. G. Sansoni, Firenze 1956. 499 S.

Das größte Verdienst dieses Bandes mag darin bestehen, daß er bereits anderthalb Jahre nach dem Kongreß selbst erschienen ist. Der Preis war freilich, daß nahezu alle Vorträge in Kurzfassungen vorgelegt werden, die für die erste Orientierung, nicht aber für eine Auseinandersetzung genügen. Im ganzen sind in dem Bande weit über 120 Vorträge auf diese Weise vereinigt. Das Gesamtthema hatte A. Alföldi gestellt (der sich aber am Kongreß selbst nicht beteiligte): «Il re-dio e il carattere sacro della sovranità». Es ist natürlich ein Thema, das den Liebhabern urtümlichen, symbolträchtigen Tiefsinns einen großen, allzu großen Spielraum freiläßt. Der griechisch-römischen Antike gelten etwas über 30 Beiträge. Den Reigen eröffnet H. J. Rose mit der erfrischenden Feststellung «... it is safe to conclude that no such institution as divine kingship is to be found among the Greeks of any period» (296). Aber nicht alle Äußerungen sind so lobenswert nüchtern. Hervorgehoben seien diejenigen von E. Visser (The divinity of Alexander and the proskynesis), K. Aland (Der Abbau des Herrscherkultes im Zeitalter Konstantins), A. Degrassi (Il dio Favor nel calendario Prenestino di Verrio Flacco), St. Weinstock (Victor and Invictus), L. R. Taylor (Sellisternium and Theoxenia). O. Gigon

Histoire et historiens dans l'antiquité. Entretiens sur l'antiquité classique tome IV. Fondation Hardt, Vandœuvre-Genève 1958. 300 S.

Das Erscheinen des vorliegenden Bandes gehörte zu den letzten Genugtuungen, die der hochverdiente Begründer der «Entretiens» erleben durfte, denn Baron K. Hardt ist im Herbst 1958 gestorben.

Die hier vereinigten Vorträge umspannen die ganze Zeit der antiken Geschichtsschreibung von ihren Anfängen bis zur Schwelle des Mittelalters. Ihre Reihe eröffnet K. Latte mit einer Behandlung der frühesten griechischen Historiker. Sein Hauptgegenstand ist die Frage, wie weit Herodots Werk trotz assoziativer Verknüpfung der Ereignisse und trotz persönlich-anekdotischer Motivierung derselben doch Geschichte auch im heutigen Sinne sei. – J. de Romilly wirft die Frage auf, was im bekannten Methodenkapitel des Thukydides (Hist. I 22) mit dem Nutzen der Geschichte gemeint sei. Durch eine scharfsinnige Analyse seiner Ätiologie gelangt die Verfasserin zum Ergebnis, im Gegensatz zu Polybios suche Thukydides keine starren Gesetze des geschichtlichen Lebens, die auch kommende Ereignisse vorauszusagen gestatten würden. Trotz seiner Neigung zu möglichst umfassender Begrifflichkeit sei sein Ziel doch nur das Verständnis eines bestimmten historischen Ablaufes in seiner Einmaligkeit; der «Nutzen» der Geschichte liege für ihn also nicht in praktisch anwendbaren Exempeln. – Die Bedeutung des Aristoteles für die Geschichtsschreibung ist das Thema von K. v. Fritz. Dieser behandelt die geschichtliche Betrachtungsweise, welche Aristoteles in verschiedenen Disziplinen einführt, sowie seine eigentlich historischen Studien im Dienst vor allem der Politik. Ausführlich geht er sodann auf die von Ed. Schwartz in die Diskussion geworfene Vorstellung einer peripatetischen Geschichtsschreibung ein. Eine solche anerkennt er im Bemühen eines Duris und anderer um jenes *καθόλου*, mit dessen Fehlen Aristoteles den geringen philosophischen Wert der Geschichtsschreibung erklärt hat (Poetik 9, 1451 b). – Zur römischen Geschichtsschreibung leitet K. Hanell über, der das Werk des Fabius Pictor als Antwort auf die römerfeindliche Darstellung des ersten punischen Krieges bei Philinos deutet. – R. Syme führt an Hand des taciteischen Werkes aus, wie die senatorische Tradition auch einen solchen Historiker in ihren Bann schlägt, der persönlich anderer Herkunft ist. – M. Durry stellt die Geschichtsschreibung der römischen Kaiser von Augustus bis Hadrian als Instrument der politischen Propaganda neben Fasti, Münzen und historische Reliefs, und über Octavian zurück führt sein Hinweis auf Acta diurna und Commentarii Caesars. – Im letzten Vortrag behandelt A. Momigliano das spätrömische Senatorengeschlecht der Anicii mit seiner politischen Aktivität. Dessen Eintreten für die Goten spiegelt sich in der günstigen Behandlung des Theoderich bei Prokop und im Anonymus Valesianus; eine Bemühung um die Versöhnung zwischen Goten und Byzantinern erschließt der Vortragende aus Cassiodor, dessen Verwandtschaft mit den Anicii aus dem Anecdoton Holderi hervorgeht. F. Wehrli

Heinrich Schliemann Briefwechsel. Aus dem Nachlaß in Auswahl herausgegeben von *Ernst Meyer*. 2. Band: Von 1876 bis 1890. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1958. 488 S. 16 Kunstdrucktafeln.

Ernst Meyer in Berlin hat in einer Arbeit vieler Jahrzehnte das Bild Schliemanns geklärt und von Entstellungen gereinigt. 1936 hat er eine erste Auswahl von Briefen Schliemanns und dessen Selbstbiographie vorgelegt. Die neue Ausgabe enthält auch die Briefe an

Schliemann in Auswahl, darunter kostbare Dokumente von Virchow, Furtwängler, Conze, Max Müller. Meyer hat 60 000 Briefe von und an Schliemann, Übungshefte und Merkzettel und achtzehn Tagebücher von Reisen und Ausgrabungen für diese Ausgabe durchgearbeitet, etwa 700 Briefe ausgewählt und ganz oder teilweise veröffentlicht. Schon die erste Briefausgabe hatte eine gerechtere Würdigung Schliemanns in der wissenschaftlichen Welt bewirkt; die neue Ausgabe gibt dem, der um das Schicksal der Funde besorgt ist, hochwillkommenen Aufschluß – es sei nur auf die Briefe an und von Furtwängler Nr. 249.252 hingewiesen – und gibt ein packendes Bild vom Sieg der Wahrheit gegen zähe Vorurteile, von Tatkraft und Weitblick. Es ist bisher wenig bekannt geworden, an wie vielen anderen Orten Schliemann topographisch geforscht und versuchsweise gegraben hat; so in Alba Longa, Motye, Alexandria, Akarnanien, Leukas, Ithaka, Kythera, an den Thermopylen und in Pylos. Die Briefe, die darüber berichten, werden immer ihren Wert für die Landeskunde Griechenlands und Italiens behalten. Zur Thermopylenfrage ist jetzt E. Meyer (Zürich), Thermopylen, in den Athen. Mitt. 71 (1956) 101ff. nachzutragen; zu Pylos E. Meyers Artikel in der Realenzyklopädie.

Des Herausgebers 55 Seiten Anmerkungen sind so zuverlässig und sachkundig, daß man vertrauen darf, seine Auswahl des Veröffentlichten sei ebenso vorzüglich. In einem knappen Nachwort stellt er die Bedeutung des Mannes und der Briefe sowie den Weg seiner eigenen Schliemann-Forschung dar. K. Schefold